

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

15.8.1926 (No. 33)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 33



15. Aug. 1926

Kurt Frenzen / Riesenhirsche aus dem eiszeitlichen Baden.

Unter den Tiergestalten des eiszeitlichen Europas verdient der Riesenhirsch besondere Beachtung. Der Name „Riesenhirsch“ wurde anfangs nur auf Reste riesiger Geweihe bezogen, die schon in Zeiten, ehe sich der Mensch mit der Lebewelt vergangener geologischer Epochen befaßte, in irischen Torfmooren aufgefunden worden waren. Funde, die während der letzten hundert Jahren gemacht wurden, beweisen, daß die Hirschart, der diese enormen Geweihe angehörten, während der Eiszeit über ganz Mittel- und Südeuropa verbreitet war. Nachdem in Irland ganze Skelette des Riesenhirsches geborgen worden waren, zeigte es sich, daß die Bezeichnung „Riesenhirsch“ eigentlich wenig treffend war. Der Körper des Riesenhirsches besitzt kein riesenhafte Ausmaß; die Schulterhöhe beträgt höchstens 2 Meter, also nicht mehr als bei starken Elch- oder Wapitthirschen unserer Tage. Die Geweihe selbst der stärksten Elche, die heute in freier Wildbahn in Kanada oder Sibirien leben, erscheinen jedoch, verglichen mit denen des Riesenhirsches fast zwerghaft klein.

In Deutschland finden sich größere, zusammenhängende Reste des Riesenhirsches nur sehr selten, fünf geweihtragende Schädel oder etwa ein halbes Dutzend ganz Abwurfstangen sind im Besitze unserer Museen.

In Irland, das vielleicht erst in der Nacheiszeit von dieser Hirschart besiedelt wurde, haben sich die Riesenhirsche unter offenbar günstigen Lebensbedingungen nicht allein zu besonderer Größe entwickelt, sondern sind hier im Vergleich zu Deutschland auch sehr häufig gewesen. Der Name „Irischer Riesenhirsch“ ist nicht mit Unrecht geprägt worden, hat man doch in dem nur wenige Quadratkilometer großen Moore von Ballybetagh in der Nähe von Dublin innerhalb 30 Jahren Reste, hauptsächlich Schädel von annähernd 100 Individuen gefunden. Dieser und andere ähnlich reiche Funde in irischen Mooren haben die Ansicht aufkommen lassen, es handle sich in den Resten um solche von Tieren, die der prähistorische Mensch gejagt und in die Sümpfe getrieben habe, wo sie minder beweglich als auf dem festen Land seinen primitiven Waffen leichter erlegen seien. Der bekannte Breslauer Paläontologe Prof. Sörgel hat neuerdings eine weit einleuchtendere Erklärung für das häufige Vorkommen der Riesenhirsche in den Mooren Irlands gegeben. Nicht der Mensch hat diese Tiere gejagt — er hätte ihren schweren Körper auf dem trügerischen Boden der Moore gar nicht für sich zu bergen vermocht — sondern die trotz ihrer gewaltigen Schaufelgeweihe ziemlich wehrlosen Hirsche sind auf der Flucht vor Wölfen im Moor verfunken.

Der Riesenhirsch war Zeitgenosse des Menschen der Altsteinzeit. Es beweisen dies gelegentliche, aber immer seltene Funde von Bruchstücken von Knochen oder Geweißen dieses Tieres im Inventar der Stationen dieser Zeit. Systematisch gejagt wurde der Riesenhirsch offenbar nicht, sonst müßten seine Reste in den Abfallabfällen des Eiszeitmenschen häufiger sein als es der Fall. Recht bezeichnend für das geringe Interesse, das der Mensch der Vorzeit dem Riesenhirsch entgegenbrachte, ist die Tatsache, daß von ihm bisher noch keine bildlichen Darstellungen bekannt sind, während solche von seinen beliebten Jagdtieren in großer Zahl

als Abzeichnungen auf Knochen oder Elfenbein, als Skulpturen aus dem gleichen Material oder als nicht selten riesige Höhlenmalereien auf unsere Zeit überkommen sind.

Krüger glaubte man, der Riesenhirsch habe sich bis in die historische Zeit in Deutschland am Leben erhalten. Der Verfasser des Nibelungenliedes läßt Siegfried auf der Jagd im Odenwald vor seiner Ermordung durch Hagen ein seltenes, riesiges Wild erlegen: „Darnach schlug er schiere einen Wisent und einen Elch, starker Ure viere und einen grimmen Schelch.“ Dieser Schelch, der auch in einer Urkunde König Ottos aus dem Jahre 943 als „Schelo“ aufgeführt ist, sollte der Riesenhirsch gewesen sein. Spätere Sprachforschung hat gezeigt, daß die Germanisten bei der Deutung des Wortes „Schelch“ einer falschen Spur gefolgt sind. Aus einer Stelle des spätromischen Dichters Venantius Fortunatus, an der das jagdbare Wild der damaligen Zeit aufgezählt ist, ergibt sich, daß das Wort „Schelch“ den Führerbegleit der damals noch in Deutschland vorkommenden Wildpferdbeerden bezeichnete. Selbst wenn sich der Riesenhirsch in frühhistorische Zeit hinübergerettet haben sollte — da in Pommern in nacheiszeitlichen Ablagerungen neuerdings Reste von ihm gefunden sind, erscheint dies nicht ganz unmöglich — so ist er doch keineswegs durch die jagdliche Tätigkeit des Menschen ausgerottet worden.

Das Aussterben dieses gewaltigsten aller Hirsche ist ursächlich bedingt worden durch die extreme Entwicklung seines Geweihs. In der Körpergröße, wie bereits betont, mit dem Elch übereinstimmend, trug der Hirsch ein Geweih von geradezu gigantischem Ausmaß; zwei gewaltige, starkgezackte Schaufeln, deren Stammumfang über der Nase bis 35 Zentimeter, deren Spannweite bis 3,5 Meter erreichte. Besonders bei den geologisch jüngsten Formen aus Irland, die in Deutschland gefundenen Riesenhirsche gehören der eigentlichen Eiszeit an, steht das Geweih seiner Masse nach in einem offensichtlichen Mißverhältnis zu dem übrigen Körper. Das Geweih bei den Ahnen der Riesenhirsche wie bei den Hirschen unserer Tage eine Waffe, wurde mit zunehmender Größe immer unzuweckmäßiger, für das Tier im Lebenskampf unbrauchbar und damit für den Bestand der Art verhängnisvoll. Man hat mehrfach betont, daß die Entwicklung der Riesenhirsche, was die Ausbildung des Geweihs anlangt, vom Zweckmäßigen zum Unzuweckmäßigen verlaufen ist. Wenn diese Annahme zutrifft, woran kaum zu zweifeln ist, dann ist vom darwinistischen Standpunkte aus das rasche Erlöschen dieser Tierform leicht verständlich.

Die Paläontologie unterscheidet zwei Arten von Riesenhirschen. Die eine, der nacheiszeitliche „Irische Riesenhirsch“, die riesenhafte Endform der Entwicklungsreihe, hat lediglich die britischen Inseln bewohnt. Die andere Art mit wesentlich kleineren Geweißen war während der Eiszeit in mehreren Rassen über Mittel-, Süd- und Osteuropa verbreitet. Alle Riesenhirsche aus Baden, wie überhaupt aus Deutschland, gehören der „Deutschen Rasse“ an. Diese erhält ihr besonderes Gepräge durch die starke Einwärtskrümmung der Enden der Schaufelprossen, ein Merkmal, das an dem in der Landesammlung ausgestellten Geweih von Kniekingen sofort in die Augen fällt. Bei dem ge-

nannten Geweih — nicht immer ist dies der Fall — liegen alle Schaufelzinken am Schaufelhintertrand. Deshalb ähnelt das Geweih noch mehr als es sonst der Fall, dem des Damhirsches, der, wie man annimmt, von derselben Abform abstammt wie der Niesenhirsch. In der Größe stehen die Geweihe der deutschen Niesenhirsche denen ihres irischen Vetters nach. Das kapitale Schaufelgeweih von Knielingen besitzt eine Spannweite von 1,78 Meter gemessen im Stockmaß, eine solche von 3,18 Meter gemessen im Bandmaß über den am weitesten ausladenden ersten Schaufelsproh. Der Umfang des Schaufelstammes beträgt über der Höhe 30 Zentimeter. Das prächtig erhaltene Geweih eines jüngeren Hirsches, eines Halbschauflers aus dem Völkchen von Cannstatt, das die württembergische Landesammlung für Naturkunde in Stuttgart besitzt, ist mit 1,90 Meter Spannweite etwas größer. Mehr als 2 Meter Spannweite scheinen die deutschen Niesenhirsche nicht erreicht zu haben.

In der Oberrheinischen Tiefebene war der Niesenhirsch in der letzten Phase der Eiszeit gänzlich sehr selten. In der Landesammlung liegen Reste dieses Hirsches, die bei Knielingen, Leimersheim, Bruchhausen und Emmendingen gefunden sind. Andere kennt man von Mannheim, Ludwigschafen, Speyer, Worms usw.

Das wundervolle Geweih, das von Sandgrubenbesitzer H. Kiefer, Knielingen, der Landesammlung geschenkt ist, ist eines der besten Stücke, das man vom „Deutschen Niesenhirsch“ kennt und wird als solches immer ein Glanzstück der Landesammlung sein. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges wurde es in einer bei Knielingen im Hochgestade des Rheines angelegten Kiesgrube gefunden. Die hier abgebauten Niederterrassenschotter haben schon

manchen bedeutenden Rest der Fauna der letzten Eiszeit geliefert und stets hat Herr Kiefer diese in dankenswerter Weise der Landesammlung überlassen. Erwähnt seien verschiedene Reste von Mammut und vom Wildpferd, der Schädel eines riesigen Wisent und eine prächtig erhaltene Elschäufel. Leider wurde die Leitung der geologischen Abteilung der Landesammlung seinerzeit nicht sofort von dem Niesenhirschfund benachrichtigt und da bei Vergung des offensichtlich ursprünglich in natürlichem Zusammenhang stehenden Geweihs nicht sorgfältig genug verfahren worden war, wurden von diesem nur Trümmer eingeliefert. Zum Glück fehlte von dem Geweih nur wenig; der Schädel, das Geweih war vollständig. Vor einigen Jahren wurde das Geweih — leider von einer Person, die, wie sich später herausstellte, auf präparationsstechnischem Gebiet nicht die nötigen Kenntnisse besaß — aus den vorhandenen Bruchstücken zusammengesetzt. Als sich vor einiger Zeit schwere Schäden an dem Geweihe zeigten, ja dieses völlig zu zerfallen drohte, wurde es von Präparator M. Schelenz neu präpariert. Ein anderer als Schelenz hätte diese Arbeit wohl kaum zu leisten vermocht. Ist das Zusammensetzen eines fossilen Geweihs aus einzelnen, nur selten ganz lückenlos zusammenschließenden Bruchstücken schon schwierig, so ist eine Umpräparation eine Geduldsprobe, bei der alle erdenklichen Kniffe angewandt werden müssen, wenn es gilt, die einzelnen mürben, durch harte Kittmasse zusammengefügteten Knochenstücke aus ihrem Verband zu lösen, ohne sie dabei zu beschädigen. Die schwierige Arbeit ist glänzend gelungen. Der Knielinger Niesenhirsch darf in seinem heutigen Zustand als eines der besten Stücke gelten, das die badische Landesammlung für Naturkunde aus der Fauna des eiszeitlichen Baden besitzt.

Joh. R. Fries / Persönliches über Friedr. Dom. Ring.

Zur Ergänzung des Aufsatzes in Nr. 8 und 9 der „Pyramide“ vom Jahr 1925 seien zeitgenössische Neußerungen über Fr. D. Ring wiedergegeben. Der Eindruck, den Ring durch sein Auftreten und sein Wesen hervorgerufen hat, scheint ein sehr günstiger gewesen zu sein. Wir erfahren Näheres darüber durch einen Aufsatz in den *Karlsruher Nachrichten* vom Jahre 1879 in Nr. 142, 143, 144 über den Prinzenerzieher: „Er sei von mittlerer Größe, mit offenem, heiterem Antlitz, leutselig, ein angenehmer Gesellschaftler, ein einfacher gerader Mann, der nicht zu schmeicheln und zu kriechen verstand. Er spielte nicht, auch „Lunpette“ er nicht herin“, sondern benützte all seine freie Zeit mit Lesen und Arbeiten. Seine elässische Abstammung konnte er nie verleugnen, stand doch seine Wiege in Straßburg und hatte er seine ganze Jugendzeit bis in die Anfänge seines theologischen Wirkens dasselbst zugebracht.“ — Lavater beurteilt dagegen seinen Zeitgenossen folgendermaßen: „er hatte eine verdeckte Eitelkeit, heimliche Ruhmessehnsucht, einen Zug ironischen und pedantischen Geistes“. Gerade die Pedanterie spricht Schöpf in seinem ehemaligen Schüler in dem Empfehlungsschreiben an den Markgrafen Carl Friedrich ganz ab! 1787 urteilt ein sächsischer Gelehrter *), der, auf einer Bildungsreise in die Schweiz, begriffen, in Karlsruhe Aufenthalt genommen hatte, folgendermaßen: „Ring war erst Theologe, dann Prinzenerzieher und lebt nun von seiner Pension, ein humaner Hofmann mit geschliffenen Sitten, mit dem ich mich recht angenehm, besonders von Zürich, unterhalten, allwo er zu der Zeit, als Klopstock **) und Wieland dort waren, sich einige Jahre aufhielt.“ Vom Publikum hielt sich Dom. Ring fern, ging deshalb auch wenig spazieren, am liebsten widmete er sich den Museen. Herder, der als Gast am badischen Hof gewohnt, nennt ihn scherzhaft den „gelehrten Gottscheibeins!“

Dies sind einige Züge zu dem Bild des gelehrten Mannes aus seiner Jugend und aus späterer Lebenszeit. Sie werden ergänzt durch die von ihm selbst niedergelegten Ansichten über Zeitverhältnisse und Menschen. Als entschiedener Gegner des damals stark herrschenden Magnetismus und Sonnenkultus, äußert er sich in einer Schrift darüber mit diesen Worten: „Sah diesmal viel exaltierte Gesichter. Sollte vielleicht die hiesige Atmosphäre noch nicht ganz von den prophetischen Dünsten der ehemals hier ausgehenden magnetischen Zauberbude gereinigt sein? Ueberhaupt soll in dieser Stadt noch sehr viel Lavater'scher und Mesmer'scher Glaube herrschen.“

Und an anderer Stelle meldet er etwas gereizt: „Auch in der baden-durlachischen Residenz hätten diese Strömungen dermaßen um sich gegriffen, daß man's vielen Leuten schon im Gesicht ansehe“ (die folgenden Sätze in französischer Sprache). „Man richtet überall Logen, in denen man sich damit beschäftigt, magnetische Proselyten, männliche und weibliche, zu machen. Es gibt Logen in Karlsruhe, Mannheim und Mainz. Die „vereinigten Freunde“ suchen überall zuerst mächtige Männer zu fördern, und intrigieren gegen die Ungläubigen.“

Ring's sittlich strenge Einstellung zum weiblichen Geschlecht verdient besonders hervorgehoben zu werden, da sich dieselbe, entgegen der damals allgemein herrschenden sog. „Sitte“, durch eine durchaus vornehme Art auszeichnet. In einer Zeit, in der sogar achttausend hochstehende feine erzog. Jünglinge u. Männer Schmetterlingen gleich, von Blume zu Blume flatterten u. Honig nippten, häufig

auch verschiedene Geliebte zugleich besaßen, oder sogar mit Ehefrauen aus den ersten Gesellschaftskreisen langjährige „Verhältnisse“ pflegten, ohne daß jemand Anstoß daran genommen hätte — von der höflichen Maitreienwirtschaft gar nicht zu reden — berührt die sittliche Reinheit dieses Prinzenerziehers doppelt wohlthuend. Die *Karlsruher* bekommen im allgemeinen ein gutes Zeugnis, er erklärt sie für „ein gutmütiges Völkchen, das gerne lebe und leben lasse“. Nur einer Klasse von Menschen wirft er vor, daß sie den ganzen Tag die Wirtschaften besuchen, Zeitungen lesen, Karten oder Würfel spielen und Tabak schmauchen.“

In den drei Jahren, die der junge Gelehrte in Zürich zugebracht, hatte er Gelegenheit, täglich den Verkehr „mit den wahrhaft edlen und gelehrten Männern“ in der Stadt und Umgebung zu pflegen. Diese wetteiferten ordentlich, jeder in seiner Art, dem feuerreiferen Scholaren, der Polymathie im eigentlichen Verstande trieb und eine vorherrschende Neigung zu dem Schönen in den Wissenschaften hatte, in seinen vielseitigen und ernstesten Studien zu fördern. Noch nach 30 Jahren geriet Ring in Entzücken, als er bei der Niederschrift seiner Vita auf seinen Aufenthalt in der Schweiz zu sprechen kam und es ihm dabei lebendig vor die Seele trat, wie ihn in jener glücklichen Zeit der redliche Zimmermann, der seine Breitinger, der patriarchalische Bodmer, der antiquarisch kritische Sagenbuch, der damals unter diesen Männern mit dem Leibe und in hyperätherischen Gegenständen mit den Gedanken herumwandelnde Wieland, die liebenswürdigsten jungen Männer Gehler, Werthmüller, Hef, Schinz und zwanzig andere belehret, erärbet und angefeuert haben“. Er versichert, „nie genua Worte finden zu können, um nach dem Wunsch seines eigenen Herzens zu beschreiben, was der alte Bürgermeister Eicher, der würdige Obmann Blarer von Wartensee und dessen Sohn, der Landvogt von Wädilschwyl, die gesamte Muraltische, Heideggerische, Hirzelische, Schultheis'sche und viele andere Familien ihm für Ehre erwiesen, für Freuden bereitet haben“.

Der von Ring hochverehrte und geliebte Markgraf Carl Friedrich wird von ihm dahin gekennzeichnet, „er wisse keinen Fehler an ihm, als daß er zu misstrauisch in sich selbst sei“.

Ein nichts weniger als mildes Urteil fällt unser Hofrat über den Messiasdichter, anlässlich dessen Aufenthalt in Karlsruhe 1775. In seiner bekannten Denkschrift läßt er sich über diesen in seiner scharfen satirischen Art mit folgenden Worten aus:

„Als Klopstock hierher kam, logierte er bey Professor Bädemann, einem Lübcker, welcher sich Zulagen, Vorschüsse, Diäten und Geschenke durch Affidmitäten und Niederträchtigkeiten aller Art zu verschaffen gewußt. Bei Hofe als unser Dichter an der Marischalltisch und erfreute sich einer ganz besondern Distinktion; aber sein Verhalten stand mit dieser Aufnahme und Behandlung in schreiendem Widerspruche.“ Garve nannte den Dichter der Messiasde einmal den „König der deutschen Literatur“, der uns nicht allein beherrschen, sondern auch bilden wolle, da rief der geärgerte Hofrat spöttlich: „O, des Bildners! Gesehen und gesprochen muß ihn der nicht haben, welcher im Ernste so was schreiben kann. Er eignet sich für einen Reformateur, wie ich für einen Holzpalter.“ „Der gute Klopstock (seine Messiasde in Ehren gehalten) war eben der Mann lange nicht, um sich jemals außerhalb seiner Sphäre zeigen zu dürfen, denn Lebensart hatte er gar keine. Dabei erwies sich derselbe gegen Hohe und Geringe sehr undankbar.“ „Klopstock gebahrt sich als ewiger Rechthaber, als immer auf der gleichen Feuer spielender Demonstrator, und wenn er außer seinem Rache über etwas spricht, so lautet's dermaßen

*) Christian Gottlieb Schmidt.

**) Ein Irrtum, da Klopstock i. J. 1750 nicht mehr in Zürich weilte.

gewöhnlich und langweilig, daß man alle Geduld verliert. Kurz, der Mann sieht immer nur sich und ist ein Egoist im Superlativ. Derselbe war am hiesigen Hofe hochgeehrt, hat sich dafür aber aufs Plumpste und Undankbarste benommen, was eben faute l'education et faute d'usage du monde gewesen. Sein plötzliches Durchgehen während eines Aufenthalts der höchsten Herrschaften zu Raftatt bleibt eine Schmach und ist mit keiner Silbe zu entschuldigen." Bei seiner völligen Unkenntnis der Lebensart in höherer Gesellschaft hätte unser Dichtersfürst den Ruf nach Carlstruhe gar nicht annehmen, sondern in seiner Klausur zu Hamburg unter seinen Speichelleckern verbleiben sollen usw." Der ungenannte Verfasser des Aufsatzes in den Karlsruher Nachrichten fügt Rings Bemerkungen den Satz bei: „Da unser Kritiker mehrfache Gelegenheit gehabt, den Dichter der Messade persönlich näher kennen zu lernen, so dürfte sein Urteil über denselben schon einige Beachtung verdienen, wie verlegend es auch berühren mag, einen so hochgeehrten Namen seines Heiligenscheines beraubt zu sehen. Bei Lavater ist dies weniger der Fall, indem dessen Wert und Charakter schon längst verschiedenerseits als zweifelhaft hingestellt worden. Unser Autor, welcher ein abgesetzter Feind „des Schwindels mit Jungianismus, Klopstockianismus und Ossianismus“ war, behandelte den großen Physiognomiker mit höchst geringschätziger Miene.“ Ueber Lavater sagt Ring: „Der gute Lavater schreibt Unfug, auch wenn er Physiognom sein will. Seit einiger Zeit reifen nervenkrankte Damen zu ihm, wie sie vordem zu Michel Schuppach gereist. Er ist Gewissensrat in ihren verwickeltesten Angelegenheiten; sie fordern Trost und Stärkung von ihm. Katholisch werden die gläubigen Pilgerinnen wohl nicht durch Lavater, aber daß er dieselben, wie sie ihn eifriger macht, ist ein ebenso großes Uebel.“ — „Seit 1787 sind die Abgötterei mit Lavater täglich höher gestiegen, weshalb derselbe sich für einen Inspirator hält, welcher nicht mehr irren könne. Man muß ihn schlechterdings als einen Phantasten betrachten. Wäre er doch lieber zu Hause geblieben und hätte gepredigt und seine Gemeinde erbaut, aber nichts geschrieben.“ — Auch auf Schloffer, der den Züricher Physiognomen in Schutz nahm, war unser galliger Hofrat sehr schlecht zu sprechen.

Herder bekommt ein besseres Zeugnis, als er in Karlsruhe gepredigt hatte. Da sein Vortrag von gewissen Geistlichen der

Stadt sehr getadelt wurde, so ärgerte sich Ring, dermaßen darüber, daß er seinem Mergel in Versen Luft machte:

„Ach zürnt doch über Herder nicht,
Ihr Leute, denn wenn Herder spricht,
So reißt sein mächtig Wort
Verstand und Herz in Einem fort.
Sprecht aber Ihr, ist's so gedehnt,
Daß man auch wider Willen gähnt!“

Gegen alle aus dem „Auslande“ nach Karlsruhe berufenen Männer hatte Ring eine heftige Abneigung, weil sie gewöhnlich „durch Prahlerei und Schleichwege hereinkämen und sich für geschickter und befähigter hielten, als die Eingeborenen.“

Nicht einmal den Dichter und Prälaten Hebel läßt der bössertig kritische Gelehrte ungeschoren. Von dem Gedicht: „Die Ueberrückung“ heißt es in seinem Tagebuch: „Wenn solches in der gewöhnlichen Mundart geschrieben wäre, so würden wir's ein gutes Gedicht nennen; aber die Grille, in irgend einem provinziellen Dialekte zu schreiben, ist und bleibt in unseren Augen eine Sünde gegen den guten Geschmack.“ (Hiermit hat sich Ring das Urteil über sich selbst als eines namhaften Esels und Bananens gesprochen. Die Schriftleitung.)

Ueber Pfeffels dichterische Arbeiten dagegen ist Ring ein gewissenhafter Kritiker, der taktvoll urteilt und nicht verlegt.

Fassen wir die verschiedenen Eigenschaften Rings zusammen, so erhalten wir ein recht buntes Bild. Hervorstechend sind das lebhaftes Interesse an allem Schönen in Kunst und Wissenschaft, die Festigkeit seines Charakters, sowie die entschiedene Abneigung gegen Aberglauben, wie er in damaliger Zeit bei den Anhängerin Caslostra's die ippischen Blüten trieb. Seine Spottlust verrät eine Schärfe, die wir lieber an ihm missen würden, doch war er auch in dieser, wie in anderer Beziehung, ein Kind seiner Zeit.

Seit dem Jahre 1867 befindet sich Rings schriftlicher Nachlaß in Gestalt von 38 Quartbänden im Besitze der Freiburger Universitäts-Bibliothek; Prof. Runt hat viel Wissenswertes daraus in Broschüre und Zeitungen veröffentlicht. Aus diesen habe auch ich zur Bervollständigung meiner Studie geschöpft.

Wilhelm Schäfer / Das Fräulein v. Rindken. Novelle.

(Fortsetzung.)

8.

So war das Wunder dennoch eingetreten, weil das Fräulein es so tren geglaubt und inständig herbeigesehnen hatte. Aber es war nur das Wunder der Stunde gewesen; und die Tage gingen der kommenden Stunden voll, die alle von dieser einen erfüllt sein wollten. Auch fühlte das Fräulein v. Rindken den Stachel der List und mußte nach ihrer Natur wider ihn leiden.

Nach einer Nacht, da sie den schmerzlichen Geliebten in wilden Träumen hinstürmen sah in den Tod, der ihm dennoch bestimmt war, da sie der Sehnsucht der einen Stunde verfiel, tausend Stunden wie sie auszuatmen und ihres Glückes fatter zu sein als nun, da sie weinend nach mehr verlangte, verfaß sie zuletzt die Warnung der inneren Stimme und wollte noch einmal an seiner Brust liegen, noch einmal bis an den Rand ihrer Liebe voll sein. Am selben Mittag nahm sie die Post gegen Grafing; denn das Regiment war auf Salaburg gezogen.

Da der Leutnant Fehel am dritten Tag ins Quartier kam, war es in Breitbrunn, wo der Weg über das schmale Land nach Ursfahren leitete. Sie wollten da Raft machen für einen Tag; ihn traf es abseits vom Dorf bei freundlichen Bauersleuten. Wie er vom Esen aufstand, müde des Marsches, hatte er wohl draußen den Wagen gehört, aber seiner nicht eben weiter geachtet, als Schritte und Stimmen die Treppe herauf kamen und, von der Bäuerin geleitet, Anna v. Rindken, im Staub der Reise und noch verkleidert hereintrat.

Als der Leutnant Fehel die hohe Gestalt wieder leibhaftig in seinem Sinnenkreis hatte, blieb alles veressen, was ihm ihren Anblick je dunkel zu machen versuchte. Als wären sie immer so hell vereinigt gewesen, gingen sie da aneinander und sagten der glücklichen Stunde kein Wort, bis der Sturm ihrer Herzen sich ausgeraucht hatte. Er tat keine Frage nach ihrer Reise, und sie hatte die Sorgen der drohenden Zukunft vergessen. Das Glück, noch einmal einander in Armen zu halten, ließ nur noch die innige Gegenwart gelten.

Der Frühlingstag hielt seinen Atem an, als sie am Nachmittag über die blinkende Fläche nach Herrenchiemsee hinaus von Ursfahren fuhren. Das Wasser war glatt und allen Dingen rundum, die ihm ihr Angesicht zeigten, ein blanker Spiegel, den grünen Uferhängen und blauen Bergen, dem hohen Himmelsgewölbe und seinen Wolken, die ihr weiches Gefürm am Horizont bauten. Toni, der Schiffer, kannte sie beide wohl und lächelte heimlich, seines Spruches gedenkend. Sie merkten seinen verschmitzten Hinterhalt nicht, weil sie immer einander liebend ansahen, des Wunders still, daß sie zueinander gehörten, und daß der See, der ihre Schwermut vordem angelockt hatte, sie nun so selig dahintrug.

Aber es war nur, als ob er sein Angesicht gleich dem Schiffer verstellte; denn als sie danach dreht genug waren, an seinem Strand hinzugehen. — hier war es, sagten die wissenden Augen

einander, aber sie tasten nur inniger noch ihre Hände —, warf seine Glätte sich gegen das Ufer auf in drei breiten Rillen, die sich verschämmten, ganz ohne Wind aus der lauernden Stille, als hätte sich drunten im Grund des Wassers etwas begeben. Toni, der Schiffer, der nur mit der Kette den Kahn angepflockt hatte, hob den forschenden Blick gegen das ferne Gefürm, das unbewegt stand. Indessen er seinen Kiel hinauf in den Sand zog, ließen die beiden nicht ihre zärtlichen Hände und gingen wie frohe Geschwister hinein in das Haus, wo sie der Wirt mit freundlicher Ehrfurcht begrüßte; denn er wußte nun gut, wer sie waren.

Anna v. Rindken fragte ihn gleich nach Brigitta; ob sie noch ihre Magd hieße oder schon mehr? Sie wäre mit Martin, dem Sohn, über den Brenner gegangen, Hochzeit in ihrer Heimat zu halten! sagte der Wirt und wandte sich unwillig ab. Aber Toni, der Schiffer, prüft durch die Zähne, als wüßte er mehr von der Sache: „Es sind halt Tiroler!“ prafelte er und lächelte über den Wirt Xerofal, der ihm mit der Faust drohte.

Der Leutnant Fehel und das Fräulein v. Rindken verstanden die zornige Zwiesprache nicht. Sie hielten den Wirt, einige Zeit in dem Zimmer sitzen zu dürfen, darin ihre beiden Gefährten einander am Morgen zum erstenmal sahen. Der Wirt erlaubte es gern und wollte sie eifrig begleiten; sie wehrten ihn ab. „Geh du vor!“ sagte sie ihrem Geliebten, „ich könnte dich nicht wieder hereinkommen lassen!“ Er aber stieß die Tür auf, daß sie breit offen stand und ihnen Raum genug ließ, Hand in Hand einzutreten als Liebesleute. Sie fanden alles, wie sie es schlafwandelnd kannten, den Alkoven sauber verhängt und einen weichen Strauß an dem Spiegel gestekt. Und als sie dann wieder auf der Posterbank saßen, mußte das Fräulein zum andernmal schluchzen; nun aber war sie der Tröstung besser gewiß. Nur seinen Kopf wieder in ihre Hände zu nehmen, war sie gewarnt.

9.

Es war aber der Tag, da vordem ihre Vermählung angefeht war; sie wußten es beide, und auch, daß nun ihr Schicksal sich anders verschlungen hatte, sonst hätten sie nicht so innig beisammen gesessen, einander Dinge zu sagen im Spiel ihrer Hände, zu denen die Worte sich frei und unbedacht fanden. „Laß uns denken“, sagte er ihr und hielt sein Herz fest in der Stimme, „laß uns denken, es wäre immer schon Krieg gewesen, und wir hätten einander gesund für diesen Tag! Wir wollten beide den Tod, der uns nicht wollte. Da ich Soldat bin und also bestimmt, ihm zu dienen: kann er dich schrecken, die du Soldatenbraut bist?“

„Mich schreckte der Tod nicht“, gab sie ihm tapfere Antwort, „aber mich schreckte, daß er dir lieber als ich war. Gehst du nun in den Krieg, so bin ich nicht mehr von dir verlassen!“

So sprachen sie miteinander und ließen zuletzt das losende Spiel ihrer Hände, weil sie das Glück der Liebe mit Augen sahen.

Darüber klopfte der Wirt; und als er herein kam, brachte er warnende Botschaft von Toni, dem Schiffer: Es drohe ein Wetter, und wenn sie nicht gar in den Sturm zu kommen gedächten, wäre es Zeit, zu fahren! „Dann warten wir, bis sich das Wetter wieder vertan hat!“ sagte der Leutnant Fehrl, „der Tag hält noch lange. Der Abend wird um so blanker, hat sich der See im Regen gebadet!“ Und Anna nickte ihm zu; denn sie wollten einander sobald nicht verlassen. „Wer weiß,“ sagte sie, „ob sich der Schiffer nicht irrt?“ Ihre Augen sahen den See vor den Fenstern noch blank in der Sonne; auch waren ihr Sturm und Wetter zu weit vom Blick ihrer Seele, ihnen Gedanken zu gönnen.

Als darum nach einer Stunde draußen der See noch immer im Sonnenschein lag, und der mürrische Wirt zum andernmal kam, im Namen des Schiffers zu warnen: In kaum einer Viertelstunde sei es zu spät! lachten die beiden fast über den ängstlichen Mann, den das Gewitter bedrängte, ehe es da war. Sie hielten ihn warten und wollten nicht weiter gestört sein, den letzten Nachmittag ihres Glücks zu genießen. „Aber in der ersten Frühe marschieren wir aus,“ sagte der Jüngling, „jedoch der Abend ist lang; und will das Wetter über uns kommen: einmal müssen auch Donner und Blitz sich ausgetobt haben!“

Das Wetter kam, wie eine Schlacht nicht eher beginnt, als bis die Truppen aufgestellt sind; aus weiter Ferne haben längst die Kanonen geroht, ehe die Stürme der Infanterie rasen. Als es dunkel zu werden begann von der Last schwarzer Wolken, hatte noch immer kein Blitz den Aufmarsch gestört; und als die Sturm- wölger weiß am düstern Himmel zu schweben anhuben, hing das Gerausch noch im Gebirge, wie wenn es nie an den See kommen könnte; bis ein Donnerichlag einbrach, und nach einer leeren Stille von überall her die Blitze und krachenden Schläge den Angriff begannen, noch immer nicht nah, aber von allen Seiten.

„Es sind ihrer drei!“ sagte der Leutnant Fehrl und war ans Fenster getreten. Anna v. Rinden sah sein Gesicht in der Grelle, wie es gespannt hinausblitzte, als wäre der Aufruhr sein Werk. „Ferdinand!“ rief sie, schrill vor Angst, und stehle. Aber er hatte kein Ohr mehr für seine Braut. Glühenden Auges, die Lippen verkrampft, schien er die Schlacht der Gewitter gegeneinander zu lenken; und wilde Freude hingte sich an jeden Schlag. Sie wollte zu ihm, ihn aus der Grelle zu reißen; aber die Furcht der Kreatur hielt sie zurück; als ein Blitz das Zimmer weißglühend erhellte und krachend über das Haus niederbrach, sank Fräulein von Rinden in Ohnmacht dahin.

Es wurde an diesem Tag nicht mehr hell auf dem Wasser. Als Anna v. Rinden aus ihrer Ohnmacht erwachte, lag sie sorgsam gebettet, und ihr Verlobter sah vor ihr auf einem Stuhl, sie zu betrachten. „Bist du, Liebe, erwacht?“ fragte er leise; sie meinte, ein Lächeln an seinen Lippen zu sehen; die braunen Augen indes waren ihr gut. Der Donner hing immer noch draußen, aber ihr war, als hätte der Sturm das Zimmer seitab getragen, so war ihre Seele der Furcht des Gewitters entrückt.

„Das von Sünden hat die andern geschlagen!“ erklärte er tröstend, „sie kommen nicht mehr zurück!“ Er wehrte ihr sanft, als sie sich aufrichten wollte. „Liege nur,“ sagte er lächelnd, „dich zu erholen! Hast du vielen Schrecken gehabt von dem Schlag?“ Und als sie ihn dankbar ansah, daß er noch lebte, begann er zu sprechen: „Siehst du“, sagte er ihr, und lächelte wieder, „so ist die Stärke gespalten! Da ich in München mich nicht mehr zurecht fand mit dir, da ich bitter und misstrauisch war und verstockt; da warst du stärker als ich, weil die Geduld und abwartende Klugheit dein Brautenteil ist. Ich habe nie mein Herz lieber gespürt als im Gewitter! So war ich als Knabe schon und werde so bleiben, weil dies in meiner Natur ist. Darum laß mich getrost in den Krieg nach Tirol, und geh' du wieder nach Hause, meiner zu warten. Komm' ich wieder, halten wir dann unsern Tag: Ich aber werde nie wieder sein, der ich war!“

Er sagte das anders, als er je vormals ein Wort zu ihr sprach. Sie aber griff seine Hand, legte sie auf ihr Herz und sagte kein Wort, und schloß die Augen im Glück, nicht mehr der List zu bedürfen, und wollte tapfer den Schmerz der Trennung als ihr Brautenteil tragen für ihn, ihren Mann.

So blieben sie lange still nebeneinander, und ihre Hände hatten das Spiel vergessen. Als fast Dunkelheit war und das Gewitter in seinen Schlupflöchern grollte, einging er hinab, nach dem Schiffer zu fragen. Doch als er hineinkam, sah der mit dem Wirt hinterm Glas und wehrte ihn ab: „Ich hätte Euch vorher geraten!“ sagte er lüchlich, „hebt fahre ich nicht mehr hinaus. Wenn der Wind nachts von der Kampenwand weht, ist der Wassermann wach! Morgen zu jeder Frühe, wenn Licht ist, will ich Euch fahren. Best habt Ihr kein Gold, mich zu loden!“

„So fährst du mich früh!“ sagte der Leutnant Fehrl nach einer Weile leichthin und wandte sich ab. Aber als er die Tür zum Zimmer aufmachte, war in der Stille ein Widerhall vom Gewitter. „Der Wirt bringt uns Kerzen herauf!“ sagte er rasch und nahm Anna v. Rinden stark in die Arme: „Unsere Vermählung zu feiern, hier, heute nacht!“

10.

Die Morgenfrühe warf ihr grün-rotes Licht über die Schwaden, als der Leutnant Fehrl aus Ufer herabkam, wo Toni die Ruder bereit hielt; lassen Gesicht von der Spur gekostener Tränen. Indes sie freudig hinausfahren, wandte er sich keimmal zurück, als hätte er seinen Blick an die harrende Pflicht des Ufers

drüben gebunden, als hätte er Furcht, ein andres Gesicht zu erblicken. Sie glitten schon an gegen das grüne Gestade, als er aus seiner brütenden Schwelgsamkeit nach dem Wort fragte, damals zum Abend im Wirtshaus, und als der Schiffer sich schonte, ihm zornig befahl, es zu sagen: „Holt du dir eine heraus aus dem Wasser, hängt sie dir an, bis du sie wieder hineinwirfst!“

Der Leutnant Fehrl lachte rau, als er das Wort wiederholte, schwie aber wieder in Därfkeit, bis der Nachen im flachen Uferland auslief. Da warf er Toni, dem Schiffer, sein Geld in den Hut und eilte hinaus gegen Breitbrunn, wo die Trommeln schon riefen. Er hatte noch keinen Gedanken gehabt, ihrem Ruf nicht zu folgen; als er in seinem Quartier den Unteroffizier fand, nach ihm zu suchen; als er das Seine nur rasen und dennoch verspätet antreten sollte: war ihm die Pflicht so fremd wie der Morgen; er hatte sich anders verloren.

Er schickte den Unteroffizier, ihn bei dem Hauptmann unwärschlich zu melden: Er würde, sobald es ginge, mit Eilpost folgen; unmöglich sei es ihm jetzt, nur ein Kloster mitzumarschieren! Weil er auf einen Stuhl sank, blaß und verfürbt den Unteroffizier an, eilte der gute Glaubens dem Regiment nach. Der Leutnant Fehrl blieb im Groll seiner Lüge da sitzen, verwirrt und beschämt, und war sich selber verächtlich.

Als er nach einigen Stunden hinab an den See kam, hatte die Morgenfonne die Schwaden vertrieben und Glanz auf seine Blätter gelegt. „Ich bleibe noch einen Tag!“ hatte ihm Anna gesagt; nun sagte er zu der Insel hinüber, wie er hinter seiner vergessenen Pflicht herzagte, sah eine Stunde und mehr unerschuldig da, bis er auf abseitigen Wegen wieder hinauf nach Breitbrunn gelangte, dort einen Wagen zu suchen. Aber er suchte den Wagen nicht, als er dort war, zögerte Stunde um Stunde erbitterter hin, bis endlich die strahlende Sonne zu blasen begann und sich mit der Vesperalode die erste Ahnung der kommenden Nacht über das Land legte.

Da war sein Bagen verrotten, und seine Sehnsucht wagte sich zu bekennen. Zum andernmal ging er zurück an das Ufer, fand auch den Nachen, damit er zum erstenmal nach der Insel hinausgefahren war. Als das Tageslicht blind zu werden begann, als die Schatten sich über die Dinge erhoben, schlich er leise im Wirtshaus die Treppen hinauf und lauschte lange im Dunkeln vor ihrer Tür.

Anna v. Rinden stand am geöffneten Fenster, hinaus in den Abend zu starren, darin der Geliebte für ihre Gedanken schon weit war, als es leise hinter ihr klopfte und auf ihre fragende Stimme der in die Ferne Geträumte zögernd hereintrat. Zu lange schon waren die Stunden der Trennung gewesen, als daß sie den Sinnen noch traute. Zitternd sah sie eine Erscheinung; und erst, als er sie ausrief und hinsürzte zu ihr, als sie Haar und Gesicht und seine Arme um sich geschlungen fühlte, als sie ihn selber am selben Abend schon wieder so in den Armen hielt wie am Morgen zum Abschied, glaubte sie an ihr Glück und ließ alle Fragen verstummen, bis ihr Gefühl ausgefüllt hatte.

Er reiste morgen hinter dem Regiment her! sagte er später, als sie ihn fragte, die böie Wendung verschweigend. Er habe zu wenig Abschied von ihr in der Frühe gehabt, und hoffe den Krieg mit diesem einzigen Tag nicht zu veräumen! Weil sie die Liebe seiner Worte genoss und seinen flackernden Blick im Zwielicht nicht sah, ließ sie den zaghaften Argwohn lächelnd versinken und nahm getrost das Himmelsgeschenk hin, den schon Entschwundenen wieder in Armen zu halten.

Der Wirt zum Herrenwörth brummte, als er den Leutnant anwesend sah: Wären die in Tirol nur auch so vernünftig, statt mit dem Hofer zu laufen! Denn er dachte an Martin den Sohn, und Brigitta, die er nie wieder sehen durfte in Bayern, weil in Wahrheit der Hofer ihr Hochzeiter war. Und laut sagte er: „Was kümmern uns doch die Händel der Großen und wer die Herrschaft über Tirol hat!“ Aber den Leutnant Fehrl reizte das Wort wie böser Spott: „Ich reise“, herrschte er seine Piffigkeit an, „morgen zum Regiment!“ Und beauftragte den Schiffer zum andernmal in der Frühe.

Aber als diesmal wieder die ziehenden Schwaden über das dampfende Wasser zu flüchten begannen vor dem Frührot im Osten, stand der Toni vergebens am Ufer, den Leutnant Fehrl zu erwarten. Der ließ sich Zeit in den Tag, und als sie zu Mittag unter den Bäumen zum Essen dasahen, winkte er gegen den See: „Soll ich schon über das Wasser, da morgen die Räder der Eilpost rollen wie heute? Die ahnen zu Fuß, doch Pferde sind schneller. Ich bleibe noch einen Tag und nehme mir dann einen Wagen!“

Am dritten Mittag sagte er eben noch so. Und ob der Argwohn bei ihr recht haben wollte: sie rührte nicht an das Glas der vergessenen Pflicht und freute sich gleichwohl, daß ihr Geliebter nicht reiste.

Und als die Tage einander die Sonne abnahmen, und schon eine Woche dem reichen Ende zueilte; als es offenbar wurde, der Leutnant Fehrl kam von der Insel nicht fort zu seiner Pflicht; als er den Schiffer Toni nicht mehr besuchte und nur noch die Uniform hatte vom Regiment; als sie Tag für Tag ihr schuldhaftes Glück in der Erfüllung ihrer Natur genossen: ließ sie es immer stiller und ferner geschehen. So daß sie zuletzt auf dem Herrenwörth waren, als wollten sie immer dableiben, als hätte ihr Leben nur diese Wochen in seiner Lujuna gehobt; als könnte ihr seine Uniform nicht mehr erinnern, daß die vergessene Pflicht zur Erlösung käme.

(Schluß folgt.)